

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. 1927-1944 1933**

263 (23.9.1933) Am badischen Herd



# Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

## Das Bild des Tai-Sung-fu

Nach einer chinesischen Legende erzählt von Lina Piesch

Tai-Sung-fu malt am Tage. Ob auch der strahlende Gott seinen allbrennenden Mantel um ihn legt, das seine Zunge verbrennt und sein Atem verdorrt. Bao So hält ihm eine kristallene Schale an die Lippen, daraus schöpft er neue Kraft und neues Leben.

Tai-Sung-fu malt in der Nacht, wenn die Nachtigall schluchzt und der milde Gott seine Sandkornen streut. Bao So hält ihm das Licht, und wenn er ermüdet, jadet sie mit ihrer Glockenstimme: „O Tai, wie gelangst Du die Landschaft! Dieser braune Hügel! Das wunderbare Wellenspiel des Wassers! Das schäufeln die Götter nicht besser. Und dort, das Schiff in der Ferne, wie es leise im Wände glitzert! Ach, mir ist, als spüre ich das Leben. Wie ein ferner Traum schwebt der Kranich in den Lüften. Und dort! ... dort! Siehst Du, wo sich die Silberleiste mit dem Himmelsblau vermischt, ach, dort steht der Marmortempel seliger Unsterblichkeit! Davor lehnt die weisgewandete Göttin, die kostliche Schale mit dem Tranke des Rubines in den Händen. Du bist groß, o mein Tai!“

Wie dunkle Glocken klingen ihre Worte durch seine Müdigkeit. Da wird er wieder wach, und sein Pinsel fliehet über das Bild, und eines Tages ist es vollendet, und es gibt nichts, was daran ausbessern und noch besser zu machen wäre.

Stauend neben des Reiches Künstler und Gelehrte vor dem Meisterwerk. Und als sie schweben, da geht die Herrlichkeit des Bildes mit ihnen, und sie können nur sagen, wie vollkommen es sei. Die Mäx läuft vor ihnen her, bis in des Kaisers Palaß, bis vor den Sohn des Himmels selber. Vor Schinaku Kwanabü, der dem Maler immer anhängig war, der ihm die feinsten, mandeläugigen Bao So zum Weibe gab, Bao So, seine eigene Tochter. Als der Kaiser von dem herrlichen Gemälde hört, da denkt er den Künstler zu ehren, wenn er das Bild von Tai zum Geschenk fordert und ihm solche Schätze zum Gegenbesuche über-sendet.

Tief neigt sich der Mandarin, der die kaiserliche Hofkunst bringt, vor Tai. Doch dieser verneigt sich der Künstler. „Ich bin unwürdig, und das Bild ist Stimmarbeit. Wie würde ich wagen, den Palaß des erhabenen Herrschers damit zu verzieren.“

Aber der Mandarin vermag sich noch höflicher zu verneigen. „Groß ist die Gnade des Sohnes des Himmels, Tai. Schide dem erhabenen Herrscher das Bild, damit er nicht zürne!“

Tais Stirne schlägt auf den Boden. „Unwürdig ist das Bild des Sohnes des Himmels. Erlaube, daß ich mit dem Gold, das Du mir überreichtest, einen Rahmen um die Landschaft baue!“

Ungeht sich der Mandarin zufrieden. Wer er darf nicht für des Kaisers würdig halten, was dem Tai unwert erscheint. So kann der Künst-

ler sein Werk behalten, bis der Mond aufs neue seine volle Silberschale über die Welt ergießt.

Bao So, die mandeläugige, läßt das rote Gold durch ihre spielenden Finger gleiten. „Reich bist Du, Tai, und der Kaiser ist Dir anhängig. Wirst Du nicht daran denken, den Rahmen zu bauen, mein Gebieter?“

Über Tai rührt sich nicht. Er liegt auf der selbstüberpannten Bank, dem Bilde gegenüber. „Das mich heutzutage, Geliebte! Morgen will ich daran denken, meinem Bilde goldene Fesseln zu schenken. Heute ist es noch mein.“

Und er böhmt und rauft sich das Haar. „Es ist mein! Ich hab's geschaffen. All das Große, all das Kleine habe ich liebevoll erträumt, erfüllt. Es war mein, nun soll ich geben!“

Bao So kniet vor ihm und streicht sein wirres Haupt. „Du wirst andere Bilder malen — und wirst weit berühmter werden im ganzen Reich! Dein Name wird ehrenvoll genannt werden, was man der Göttern gedenkt!“

Sie redet tauben Ohren. Tai steht nur sein Bild, schweigt, ist nicht, trinkt nicht, röhrt Tag und Nacht in tiefen Schmerzen. Da nimmt Bao So ihr Brunkengeweid, und die Sklavinnen schmü-len sich jeterlich. Sie läßt sich in den Palaß tragen. Aber Schinaku Kwanabü, der Sohn des Himmels, ist ungnädig und läßt niemand vor. Sieben Tage kniet Bao So im Vorraum und weint.

Und jeden Morgen knast der Kaiser: „Was schluchzt vor meiner Tür?“

Dann antwortet der Diener: „Es ist Bao So, Deins Tochter.“

Dann schüttelt der Sohn des Himmels das Haupt. „Das ist Bao So, Tai-Sung-fu's Weib, der ich ehe. Sie möge sich dessen erinnern!“

Aber am siebenten Tag ruft er ärgerlich: „Alles erträgt ein Mann eher als sieben Tage Weibertränen. Herein mit Tais Weib!“

Dreimal neigte Bao die junge Stirne und kniet tiefen. „Was hast Du mir zu sagen, Bao?“ fragt des Kaisers glittig.

„Lasse Tai aus ein einziges Jährchen noch das Bild; Erhabenheit! Er ist krank und stirbt, wenn Du es forderst.“

„Trübsal ist Du, Bao, trübsal ist Deine Bitte. Der Künstler muß sich vom Kunstwerk zu lösen wissen, wenn es vollendet. Verleitet er sich selbst in die Schöpfung ständlicher Stunden, wird die Gottheit fern und geht mit ihm ab. Darum fordere ich das Bild. Deine Tränen aber, Bao, machen mich milde. Sage Tai-Sung-fu die Botschaft: Ist er krank nach dem Bilde, dann mag er kommen und es sich betrachten, so oft er will und kann. Reunhundert Tieren führen zu seinem Werk und überall haben statliche Hüter und arkhon mit artigen Gebärden. Jenen zu danken ist mein Befehl. Dies ist die einzige Bedingung!“

So weht die junge Bao mit schwerem Herzen als sie gekommen, denn früher war die Hoffnung mit ihr, sie könne Berge verlegen. Nun ist sie schwach. Tai steht sie nicht kommen, hört nicht ihren Gruß. So drückt sie sich still in eine Ecke und blüht mit brennenden Augen nach ihm, der ihr so fernemweit fern ist.

Er aber steht im blauebenen Gewande, und sein Blick kann sich nicht von der Landschaft lösen. Und Bao denkt: „Niemals wird Tai mehr ein anderes Bild malen. Denn er wird nicht satt an diesem da.“

Da wendet er sich nach ihr um und steht sie an. Und als er den Blick wieder dem Bilde zulehrt, da steht sie mit einem Male, das ist keine Fläche mehr, auf die farbiger Pinsel seltsame Träume von Leben zauberte. Das ist Leben selbst. Wie ein goldenes Tor rundet sich der Rahmen um die lebendige Landschaft. Sie steht das bewusste Spiel der Wellen. Das Lüftchen, das durch das Schiff streicht, umspielt ihre Stirne. Da wendet sie sich zu Tai, um ihm das Wunderbare mitzutellen, das sie eben entdeckt.

Doch Tai steht nicht mehr an ihrer Seite, Tai-Sung-fu ist spurlos verschwunden.

Im entsetzten Bild fällt auf das Bild. Da steht sie — nein, das ist keine Täuschung! — da steht sie in wahrhaftig in seinem Bilde. Er läuft dem Bilde zu. Die blaue Seide seines Gewandes hauset sich im Schweben. Er merkt sie mit hastigen Händen. Und sie weilt mit einem Male, er sucht die Bambusbrücke zu erreichen, die er mit so viel Freude gemalt hatte.

„Tai!“ ruft sie auf, ihre Stimme könnte Tote erwecken. Es erregt auch ihn. Nun hält er. Nun wendet er sich um. Nun hat er sie erkannt! Ein freudiges Rächeln, Abschleudern erbebt er die Hand. Dann schreiet er weiter, den dunklen, rauschenden Fluß entlang. Sie steht ihn kleiner und kleiner werden. Bis er dorthin gelangt, wo die silberne Ferne im schimmernden Blau verschwimmt. Dort steht die weisgewandete Göttin. Bao steht sie den Arm heben, steht den Trank in ihrer kostlichen Schale fassend.

„Tai! Tai!“ ruft sie, wenn die junge Bao immerfort, „Tai! Tai!“ Und ihr kleines Söhnchen, das sich zu ihr heretragelächelt, hat, ruft: „Vater! mein Vater!“

In diesem Augenblick über man draußen vor den Fenstern Festschpiel und dumpfe Gong-schläge. Das sind die Diener des kaiserlichen Palaßes, die gekommen sind, das Bild zu holen.

Sie begehren zu Tai-Sung-fu geführt zu werden, denn sie bringen ihm große Ehrungen des Kaisers. Aber als sie das Gemach betreten, da liegt nur Bao auf dem Boden, und ihr kleines Söhnchen spielt mit dem Pinsel des Vaters. Tai ist verschwunden.

„Wo ist der Unsterbliche?“ fragen die Abgesandten. Da nimmt das Söhnchen den Pinsel aus dem Mund und setzt damit in die Landschaft. Und sie sehen den marmornen Tempel mit ... der weisgewandeten Göttin, jeden den Künstler vor ihr, an dessen Lippen sie eben die herrliche Schale mit dem Unsterblichkeitstranket setz.

## Not macht erfinderisch

Dänemarks Hauptstadt Kopenhagen scheint eine wunderliche Anziehungskraft auf manche Leute auszuüben. Die dortige Staats- und Kriminalpolizei beschäftigt sich seit Wochen mit einer Mordtat, die überhaupt nicht fassbar zu sein scheint, obwohl ein ausführliches Geständnis des Täters vorliegt. Ein junger Mann, der in der Fremde lebt, dessen Mutter aber in Kopenhagen wohnt, ging an der Polizeibehörde seines Aufenthaltsortes und erklärte, daß er in vergangenen Sommer bei einem Besuch in Kopenhagen mit einem Manne im Walde in eine Schlägerei gekommen sei und ihn getötet habe. Die von diesem Geständnis ver-schuldigte Kopenhagener Mordpolizei unter-suchte den Fall, mußte aber feststellen, daß an dem Geständnis kein wahres Wort war. Der junge Mann hatte sich die Geschichte glatt aus den Fingern gelogen, und weshalb? Weil er solche Sehnsucht nach seiner Mutter und der Stadt Kopenhagen hatte, daß er hoffte, durch dieses falsche Geständnis wenigstens nach Kopenhagen befreit zu werden. Leider ist ihm dieses Vorhaben nun aber vereitelt worden. Eine andere Möglichkeit, zu seiner Mutter zu kommen, besteht er nicht, da er arbeitslos ist

und deshalb keine Aufenthaltserlaubnis in Dänemark bekommt.

## Ritter, Tod und Teufel

In Däners Bild erkennen wir dich Mel, Du, den der Herr zum Fährerum berief:

„Hörst du, dem ergriffenen Ritter gleich, Besonnenheit du demen Ritt ins ferne Reich.“

Am Aben, der hart und steil und bornig war, Das hundertkittis lauernd die Gefahr,

Und starrer Verführer suchten viel, Dich weggelodert vom erkornen Ziel.

Da aber blühtest klar und unbeirrt, Kein Trübeld hat dir je den Stun verwirrt.

Dein Bild, vom einer innern Eben gebannt, Klüß freng zur deutschen Grafsburg hingewandt.

Unschätzbar sogen Lob und Teufel mit, Bis Kraft und Reindelt dir den Sieg erstritt!

Heinrich A n a d e r.

## Es spukt im Seehaus

Ein heftiger Roman von Marianne Biegler

(27. Fortsetzung)

„Wieso und? Es ist doch ganz natürlich, daß ich die Baunen einer Frau geduldig ertrage, die auf die Ausschüften meines Mannes solchen Einfluß haben kann.“

Der Polizeirat brach in ein fröhliches Gelächter aus. „Das war ein ganz unnütziges stilles Gelächern von Ihrer Seite, meine Gnädigste. Ich glaube nicht, daß mein Freund Fritz Gaebcke etwas dagegen hat, wenn Sie mal deutsch mit ihr reden. Er selbst hat sich mir gegenüber schon des öfteren über diese Dame ausgesprochen, von der er seit fünfzehn Jahren geschieden ist.“

Frau Holwed ließ sich auf die nächste Bank fallen. „Aber sie nannte sich doch immer Frau Ministerialdirektor ...“

„Ja, das tut sie. Sie avanciert seit fünfzehn Jahren mit ihm fort, obwohl er sich das immer wieder verbittet.“

„Martin, Martin!“ rief Frau Holwed und winkte aufgeregt ihren Gatten herbei. „Obre doch, bitte!“ Der Polizeirat mußte seine Geschichte mit allen Einzelheiten wiederholen. Martin nahm den Fall nicht sehr traurig. „Ich habe von ihrer hohen Protektion nie viel erwartet. Will man mich haben, so werde ich auch ohne sie Professor. Aber wir wollen nicht vergessen, daß sie nun einmal unser Gast ist.“ Doch Gina kochte über. „Diese ungläubliche Person! Wenn ich ihr den Stuhl schon nicht vor die Tür setzen kann, so lasse ich mir wenigstens jetzt nichts mehr von ihr gefallen. Sie soll mich kennen lernen! Ihre Ansprüche können einen ja zur Verzweiflung bringen! Und dies Besessenen und ewige jugendliche Getue und das Augendeckelklapper, das hab' ich

nun alles ganz umsonst ausgehalten! Sie belästigt ja unsere Herren gerabehn. Sehen Sie nur jetzt wieder an!“

In der Tat sah Frau Kitty höchst malerisch in ihrem weißen Kleidchen auf dem Geländer der Veranda, zeigte die schlanken Beine bis über's Knie, ließ das Licht eines Lamplons auf ihr blondes Haupt strahlen und himmelte zu Herrn Möbius empor, der schön und einfüßig wie zum ersten Mal neben ihr stand. Sollte man dies noch länger ertragen? Die Gaebcke tat ja, als set sie die einzige Dame und alle Männer nur wegen ihr allein da, hier hatte Frau Gina doch auch noch ein Wortchen mitzureden; vor dieser alten Kokette streckte sie noch lange nicht die Waffen. Vergessen war die resigrierte Stimmung des Vorabends, vergessen die guten Vorsätze, neben Frau Reichenbach als ge-sehete Schwiegermutter ihres Amtes zu walten. Während sie an dem Paar vorüber ins Haus, nicht ohne der Widerpartin im Vorbeiweg noch ein spöttisches „Biel Vergnügen“ zuzurufen.

Der Gangpliegel gab ihr Bild in dem ernsthaften dunkelgrünen Kleid zurück; sie zeigte ihm im Vorübergehen die Zunge. „Das könnte ihr so passen“, dachte sie, griff in die nächste Blumenschale und steckte ein paar rote Nelken hinter's Ohr. An der Kleiderablage hing ihr buntes Tuch — her damit, wenn ihr auch eher heiß als kühl war; so drapiert sah man gleich ganz anders aus. Mit einem Sprung war sie wieder draußen im Freien. „Garmen, ich liebe dich!“ begrüßte sie der überraschte Vater Reichenbach, indem er mit verdrehten Augen die Hand auf die Herzgegend seiner Weste drückte, während Marichen erschrocken die hell-

blauen Augen aufriß. Sie hatte es ja gewußt, daß noch schreckliche Dinge kommen würden ...

„Nun wollen wir für die Stimmung sorgen!“ verfügte die verwandelte Hausfrau. „Schnell, August, und du auch, Kurt, rückt einmal Tisch und Stühle in der Veranda beiseite. Herr Direktor Westhoff, Sie haben ja Ihr Elefrola, wie wär's damit? Erst ein paar Orchesterstücke zum Eingang — dann gibt jeder etwas zum besten. Ganz gleich was, immer nach dem persönlichen Talent und Geschmack. Drücken darf sich niemand! — Nein, bleiben Sie doch hier!“ Dieser Ruf galt dem bescheidenen Fräulein, das eben im Begriffe war, lautlos das Weite zu suchen. Es fiel ihr ein, daß die Feldmeyer als Entgelt für die großen Mengen guten Futters, die sie eben wieder zu sich genommen hatte, nun auch nützliche Arbeit leisten könnte, wenn man sie neben Frau Reichenbach setzte, um diese Dame zu unterhalten, denn sie selbst hatte jetzt dafür weder Lust noch Zeit mehr. Also her mit der Aus-reiherin! „Wir sehen ja so wenig von Ihnen — außer den Maßketten! Leisten Sie uns doch ein wenig Gesellschaft.“

Westhoff hatte schon den Sprechapparat aufgestellt, und die schrillen Klänge des neuesten Jagdschlagers durchschnitten die Stille der Sommernacht. „Also, bitte meine Herrschaften, wer trägt etwas vor?“

Der Polizeirat erhob sich als erster und blickte unter allgemeinem Beifall auf einem Ramme mit gefäßlos verdrehten Augen. „Unter Mond, du gehst so stille ...“ Durch den Erfolg dieses Anfangs ermutigt, stieg der stattliche Herr Reichenbach, ehe Marichen es verhindern konnte, auf einen Stuhl, begann wie ein Hahn zu krähen, mit den Klägeln zu schlagen und ließ allerhand weltlicher Tierstimmen folgen, die er der Natur gütlich abgelauscht hatte. Das ferne Anflagen einiger Hunde begleitete die Darbietung, an der Martin Holwed, ebenfalls Spezialist auf diesem Gebiete,

sich bald beteiligte. Dann drohte eine Pause zu entstehen, die August, der Sohn des Hauses, mit Kopfschütteln und Maßschlagen ausfüllte, nachdem er Herrn Reichenbachs anständliche Bitte nach einem Maßfahrkunststück mit etwas rotem Kopf abgelehnt hatte.

„Nun, Frau Gaebcke“, ließ sich hierauf etwas höfliche Stimme vernehmen (nie mehr würde sie ihr den angemessenen Titel gönnen) — wollen Sie, bitte, als erste unter den Damen — du erlaubst doch, Marichen? — zeigen, was Sie können? Ich möchte vorschlagen, daß Sie uns ein Rezept vortragen — Sie sind ja darin Meisterin; nur verspreche ich nicht, daß ich Ihr Rezept ausführe, denn das letztemal hatte ich damit kein Glück. Die gnädige Frau hatte nämlich vergessen zu bemerken, daß auch Eier zu der Süßspeise gehörten, die sie mir so warm empfahl, und da wurde es kein Pudding, sondern ein Brei“, wandte sie sich erklärend an Frau Reichenbach, die mitleidig den Kopf schüttelte.

Frau Kitty war unter ihrem Puder etwas blaß geworden, erhob sich aber resolut und lächelte mit den kirchroten Lippen. „Nun, ich kann ja irgend etwas anderes rezitieren, wenn ich auch nicht behaupte, darin unübertrefflich zu sein!“ Und etwas geigert sprach sie ein paar sentimentale Verse ... Man applaudierte pflichtgemäß, aber Frau Holwed hellte mit Befriedigung fest, daß es nicht recht von Herzen kam. Dazu kommandierte sie: „Jetzt wieder ein Herr. Welcher sich niemand? Herr Möbius, auf, wir wollen Laten leben!“

„Ach, bitte, lieber nicht!“ sagte dieser bescheldene junge Mann. Aber seine lebenswürdige Wirtin ließ nicht ab von ihm, und Heinrich unterstützte sie. „Nur keine Müdigkeit vorschützen! Schnell, schnell! Wir harren Ihrer Darbietungen mit besonderem Interesse. Zeigen Sie uns eines Ihrer vielen Talente!“

„Ich habe aber wirklich gar keines!“ stotterte der junge Mann verlegen.

Fortsetzung folgt.